

PSYCHO-NEWS - LETTER NR. 30

EIN KLEINER LITERATURRUNDFLUG

Im Auftrag der DGPT
von
Michael B. Buchholz
email : buchholz.mbb@t-online.de
Mitte März 2005

SPRECHEN, WISSEN, ERFAHREN

Viel ist derzeit in der Psychoanalyse im Schwung. Und wenn man sich umschaute bei den wissenschaftlichen Nachbarn, merkt man: dort flirrt und klirrt es geradezu von neuen und teils wirklich aufregenden Ideen. Was bei Sprachwissenschaftlern und Kognitionsforschern passiert, hat durchaus Bedeutung für die Art und Weise, wie wir das verstehen wollen, was in unserer Praxis geschieht.

Lange haben wir gebraucht, bis wir die Befunde der baby-watcher in ihrer enormen Bedeutung für die (Re-)Konstruktion des psychoanalytischen Säuglings anerkannt haben und manche tun sich heute noch schwer. Einige Fragen, wie etwa die der „frühen Phantasien“ sind endgültig entschieden, aber den Gepflogenheiten unseres Feldes entsprechend werden wir auch in Jahren noch die Aufsätze Unverdrossener dazu abgedruckt finden. Die große Frage, wie wir über das vorsprachliche Stadium des Säuglings hinauskommen zu jener Entwicklungsphase, in der Kinder das Sprechen lernen, hat überraschenderweise wenig Interesse gefunden. Es ist, als seien mit **Freuds** Sprachtheorie und seinen Konzepten von Wort- und Sachvorstellung die letzten Worte dazu gesprochen. Woher freilich das Kind Wortvorstellungen hat, wird bei ihm angedeutet. **Freud** schreibt im „Entwurf“ (GW Nachtragsband, S. 426):

„Nehmen wir an, das Objekt, welches die Wahrnehmung liefert, sei dem Subjekt ähnlich, ein *Nebenmensch*. Das theoretische Interesse erklärt sich dann auch dadurch, daß ein *solches* Objekt gleichzeitig das erste Befriedigungsobjekt, im ferneren das erste feindliche Objekt ist, wie die einzige helfende Macht. Am Nebenmenschen lernt darum der Mensch erkennen“.

Diese gebildete Anspielung auf **Goethe** lässt nicht übersehen, daß Freud hier von der Mutter als dem ersten Objekt redet, die die ersten Wahrnehmungen ihres Säuglings formt. Freud fährt fort:

„Dann werden die Wahrnehmungskomplexe, die von diesem Nebenmenschen ausgehen, zum Teil neu und unvergleichbar sein, seine *Züge*, etwa auf visuellem Gebiet; andere visuelle Wahrnehmungen, z. B. die seiner Handbewegungen, aber werden im Subjekt über die Erinnerung eigener, ganz ähnlicher visueller Eindrücke vom eigenen Körper fallen, mit denen die Erinnerungen von selbst erlebten Bewegungen in Assoziation stehen“.

Was hier sich etwas umständlich ausgedrückt findet, ist der Gedanke, daß der Säugling Wahrnehmungen macht, etwa von Gesten, die sich mit eigenen Eindrücken verbinden; der Säugling stellt fest, daß das, was er sieht, mit dem „ganz ähnlich“ ist, was er innerlich fühlt – er nimmt

menschliche Bezogenheit wahr, weil und soweit der Absichten – „selbst erlebte Bewegungen“ – wahrnimmt. Wie daraus freilich Sprechen entsteht? Dennoch ist hier ein Gedanke vorausgedacht, den wir bei Theoretikern der Sprachentwicklung in höchst aufregender Weise fortgeführt finden. Spracherwerb ist ein großes Thema und es hat große klinische Bedeutung.

Wissen wir, woher ein Patient neue Worte oder neue Bedeutungen bekannter Worte lernt, oft ja zutiefst dankbar lernt – denken wir nur an die Worte für Gefühle oder die Formulierung bislang unformulierter Ängste? Auch das kann letztlich nur auf einen Kontext sozialer Bezogenheit verweisen. Das ist beim Kind meist die Mutter oder andere Vertreter seiner Familie, in der Therapie ist es der Therapeut – wie eigentlich erreichen wir mit Worten den Patienten, wie kommt es, daß Worte „verletzen“, aber auch „berühren“ können? Wie kommt es dazu, daß überhaupt Verständigung möglich ist, denn fraglos verbindet der beste Therapeut etwas anderes mit dem Wort „Mutter“ als sein Patient – und dennoch können sie sich über diese lebensgeschichtliche Figur verständigen. Wie eigentlich ist das möglich? Und wie ist ein Übergang von einer vorsprachlichen Periode in die Welt des Gesprochenen möglich und hängt dieser Übergang vielleicht mit dem zusammen, was wir Verdrängung oder Ur-Verdrängung zu bezeichnen uns seit **Freud** angewöhnt haben?

Es ist bewegend, daß es eine ganze Gruppe von ausgewiesenen hochrangigen Wissenschaftlern gibt, die über diese Themen in einer Weise schreiben, die das psychoanalytische Herz anspricht, auch wenn sie keine Analytiker sind. Sie können das, weil sie begriffen haben, daß ein „experiential approach“ das Beste ist. Nicht also Deduktion von Befunden aus Theorien oder Aufbau von Theorien aus Daten, sondern ansetzend an der Erfahrung, die sie selbst haben oder von anderen kennen. Als „experiential approach“ bezeichnet jedenfalls der Begründer der kognitiven Linguistik, **George Lakoff**, diesen Ansatz: daß man an der Erfahrung ansetzen muß und nicht an der logischen oder sonstigen Deduktion. Das ist immer ein „Sollen“, während der Beginn mit der Erfahrung reichhaltig ist. **Lakoff** ist Schüler von **Noam Chomsky**, setzt sich aber von seinem Lehrer mit Nachdruck ab, weil er nämlich findet, daß in der Sprache viel mehr die Imagination, die Farbigkeit und die Intuition berücksichtigt werden müsse als das **Chomsky's** Theorie könne.

ERFAHRUNG ZÄHLT

Wie wir über etwas sprechen, welche Worte uns berühren und welche uns „kalt“ lassen, macht auch in der Organisation unseres Wissens über die Welt mehr aus als man vom normalen „rationalistischen bias“ ausgehend denkt. Dieser Ansatz an der Erfahrung ist am besten, vielleicht auch erstmalig beschrieben worden durch einen Wissenschaftler, **Michael Polanyi**. Dieser 1891 in Ungarn geborenen Chemiker und spätere Wissenssoziologe beschreibt dies in seiner Theorie über implizites Wissen. Implizites Wissen – hier zeigt sich die Nähe zu **Daniel Sterns** Idee vom „impliziten Beziehungswissen“ - nämlich bilde den „Unterbau“ der Wissenschaft. Und **Polanyi** scheint schon damals so etwas vorzuschweben wie das, dass wir immer in Beziehung mit der Welt sind, nicht also etwas getrennt vor ihr und nur weil wir in Beziehung sind, können wir auch etwas über die Welt sagen. Er schreibt:

„And we may say this generally: Science is based on clues that have a bearing on reality:

These clues are not fully specifiable

Nor is it the process of integration which connects them fully definable.

And the future manifestations of the reality indicated by this coherence are inexhaustible. These three indeterminacies defeat any attempt at a strict theory of scientific validity and offer space for the powers of the imagination and intuition“ (Polanyi 1958, S. 72).

Das ist doch erfreulich! Da formuliert ein gut ausgebildeter Naturwissenschaftler und im Labor erzogener Chemiker solche Sätze über die Rolle der Intuition und der Imagination, als wäre er ein Psychoanalytiker! Wir können demnach gar keinen *unmittelbaren* Zugriff auf „Wirklichkeit“ haben, weil wir immer schon ein vorauslaufendes „Verhältnis mit der Welt“ haben, „in“ der wir

zugleich sind. Wir haben „Hinweise“ auf Wirklichkeit, sie sind aber nicht vollständig spezifizierbar und sie sind „unausschöpfbar“. Das ist eigentlich – philosophische Hermeneutik, wie die Leser von **Dilthey** über **Gadamer** bis zu **Manfred Frank** wissen werden. Aus diesem Grund haben die Naturwissenschaftler vielleicht immer unbemerkt vom „Buch der Natur“ gesprochen, in dem sie lesen – Texte aber sind von genau dieser Art: unausschöpflich, inkohärent, mit Hinweisen auf Wirklichkeit außerhalb ihrer selbst versehen.

Bemerkenswert, wenn diese Ideen, vor einem halben Jahrhundert schon ausgesprochen, nun Resonanz finden und erneut aufgegriffen werden; irgendwie scheint es mit dem Modell der Weltbeherrschung nicht aufzugehen. Mehr und mehr wird anerkannt, daß wir die Welt *sind* - statt Weltbeherrschung also Weltverbundenheit. Auf die Idee der Intuition greifen Kognitionstheoretiker (in dem von **R.J. Sternberg** herausgegebenen Band „The Nature of Cognition“, MIT-Press) zurück, die in den letzten Jahren formuliert haben:

„Intuition is a cognitive state that emerges under specifiable conditions, and it operates to assist an individual to make choices and to engage in particular classes of action. To have an intuitive feeling of what is right and proper, to have a vague feeling of the goal of an extended process of thought, to ‘get the point’ without really being able to verbalize what it is that one has gotten, is to have gone through an implicit learning experience and have built up the requisite representative knowledge base to allow for such judgement“ (**Reber & Reber** 1999, S. 504).

Ein anderer Chemiker, **Theodore L. Brown** hält es in seinem Buch „Making Truth – Metaphor in Science“ (2003) für einen ausgemachten Irrtum zu glauben, daß Wissenschaft ohne Intuitionen zustande käme. Intuitionen sind von Metaphern gesteuert, die denen, die sie haben (Wissenschaftler also) oftmals unbewußt sind. Was er über die Debatten der Quantenmechanik zu berichten weiß (S. 89 f.) ist eindrucksvoll. Klar interpretiert er die Diskussion, ob Licht Welle oder Partikel sei als eine metaphorische Form – über die selbst die scharfsin-

nigsten Experimente der Physiker nicht hinausgelangen konnten. Denn wir können sowohl sagen „Licht ist eine Welle“ wie wir sagen können „Licht ist Partikel“. Das sind Metaphern, die wirklichkeitshaltig sind; man kann die Wellen sichtbar machen, **Erwin Schrödinger** erhielt für seine mathematische Formulierung der Wellenmechanik einst einen Nobelpreis. Aber Licht besteht auch aus Partikeln und auch das kann man nachweisen! Je nachdem, welcher metaphorischen Konzeption man anhängt, kann man die Ergebnisse „sehen“, es gibt kein Entscheidungsexperiment. Schon vor längerer Zeit hatten **Gentner** und **Gentner** (1982)¹ darüber berichtet, wie wichtig es sei, angehenden Physikern dies zweigleisige Denken beizubringen – aber diese beiden Autoren sind Sprachwissenschaftler, nicht etwa Physiker! Wir brauchen Komplementarität, d.h. es ist notwendig, die Dinge aus mehreren Perspektiven *zugleich* zu sehen. Solche Komplementarität hatte auch schon **George Devereux**, der französische Ethnopsychanalytiker gefordert: daß es notwendig sei, die Dinge aus mindestens zwei Perspektiven zu beschreiben. Diese Fähigkeit erweitert sich im Fall menschlicher Beziehungen dann sogleich: aus beiden Perspektiven „sehen“ heißt dann, auch den Standpunkt des Anderen anzuerkennen. Weltverbundenheit erweist sich hier einer relationalen Psychoanalyse als nahe, näher jedenfalls als Weltbeherrschungswille. Der hat die Welt in immer kleinere Partikel zerlegen müssen und damit, so eine vehemente Kritik in den Worten von **Devereux**, aus lebendigem Fleisch Metzgerware werden lassen. Der immer weiteren Zerlegung wohnt ein Tötungsimpuls inne, der nicht weiter als einziges wissenschaftliches Paradigma gelten gelassen werden muß.

Es könnte also Zeit werden, daß wir uns in der Psychotherapie von unseren monoperspektivischen Para-Dogmen befreien lernen. Das bedeutet glücklicherweise auch, mit dem Gedanken ernst zu machen, daß es nicht nur ein und *nur* ein Forschungsparadigma in der

¹ In einem Text: „Flowing Waters or Teeming Crowds: Mental Models of Electricity“, erschienen in dem Band: „Mental Models“, von Dedre Gentner und A.L. Stevens (1982) herausgegeben.

Psychotherapie geben kann, sondern mehrere. Und sie müssen nicht miteinander konkurrieren, so, als ob es eine und nur eine „richtige“ Sprache gäbe; nein, sie müssen miteinander sprechen und sich anerkennen. Die Differenzen der Erfahrung und die der Versprachlichung anerkennen. Dass aus der Anerkennung von Erfahrungsdifferenz überhaupt die Möglichkeit von Sprache erwächst, zeigt uns ein immens aufregender Ansatz, der Spracherwerb und Kognition miteinander verbindet.

SPRACHE UND ENTWICKLUNG IM KONTEXT

Warum wir auf Erfahrung und auf die Variabilität der Intuitionen beim Sprechenlernen nicht verzichten können, macht uns **Michael Tomasello** in seinem jüngsten Buch „Constructing a Language“ (2003) klar. Stellen wir uns vor, so leitet er (S. 24) bald ein, ein Amerikaner würde in Budapest von einem Ungarn auf dem Bahnsteig angesprochen – Das Ungarische gehört zur Gruppe der finnisch-ugrischen Sprachen und hat so gut wie nichts mit den uns vertrauteren westlichen Sprachen gemeinsam. Besagter Amerikaner in Budapest würde also wahrscheinlich nicht im Entferntesten verstehen, was der Andere will. Aber wenn er selbst zum Schalter geht, den Schalterbeamten anspricht und geschickt gestikuliert, hätte er eine Chance, eine Fahrkarte zu seinem Ziel verkauft zu bekommen. Warum? Weil es einen gemeinsamen Kontext gibt, auf den beide zugleich sich intuitiv beziehen können. So verhalte es sich nun nicht nur, wenn man eine *zweite* Sprache lerne, sondern wenn man überhaupt *erstmalig* eine Sprache lerne – entscheidend für Spracherwerb ist die gemeinsame Aufmerksamkeitsfokussierung, die in einer gemeinsam gelebten Situation geteilt werde. Wenn Mutter und Kind miteinander spielen, beschäftigen sie sich nicht mit den Windeln, sondern mit dem Spiel; sie ignorieren vielleicht sogar die verstreichende Zeit oder den hereinkommenden Vater. Aber wenn das Baby etwas später auf dem Wickeltisch liegt, spielt die Windel durchaus eine Rolle und beide sind aufmerksam damit

beschäftigt. Was Kontext ist, ist also nicht „objektiv“ gegeben, sondern subjektiv. Genauer: intersubjektiv; es heißt hier genauer „joint attentional frame“. Der Rahmen ist nichts „objektiv“ Vorhandenes, sondern wird durch die gemeinsame Aufmerksamkeitsfokussierung der Beteiligten hergestellt. Dazu müssen sie eine Art der Bezogenheit aufeinander entwickelt haben, die **Tomasello** als „understanding communicative intent“ beschreibt. Weil und soweit man sich gemeinsam auf ein Drittes bezieht, kann man die Absichten des Anderen „lesen“. Und **Tomasello** führt eine Menge interessanter experimenteller Belege aus der Entwicklungspsychologie an, wovon ich nur die Befunde von **Meltzoff et al.** (1999) wiedergebe. Ein Experimentator scheitert absichtsvoll vor dem etwa 18 Monate alten Kind bei einer Aufgabe wie dem Zusammenstecken von zwei Röhrchen oder ähnlichem und läßt die Sache vor den Augen des Kindes liegen – dann aber macht es das Kind. Es hat die Aufgabe und damit die Absicht des Erwachsenen verstanden und kann etwas, was es selbst zuvor noch nie gelernt hat. Neben dem „joint attentional frame“ und dem „understanding communicative intent“ entwickeln Kinder noch eine weitere Fähigkeit, die als „role reversal imitation“ bezeichnet wird. Wenn es etwas „bekommt“, fängt es um den ersten Geburtstag herum an, zu verstehen, daß der Andere etwas „geben“ muß, daß also „nehmen/geben“ in dieser paarigen Aufteilung das eigentliche Handlungssymbol bilden. Das gilt auch für „sprechen/hören“, für „zeigen/schauen“ und viele andere Verben – sie organisieren als „Inseln“ das handelnde Paar. Aber sie tun das nicht erst, wenn sie sprachlich artikuliert werden können, sondern schon vorher. Das kognitive Verständnis des Kindes für diese Zusammenhänge ist, mit vielen Befunden untermauert, schon früher ausgebildet und wird von **Tomasello** als Basis des Spracherwerbs angesehen.

Auf diesem Hintergrund versteht man, warum er sein Buch als „A Usage-Based Theory of Language Acquisition“ untertitelt. Der Spracherwerb geschieht „gebrauchsbasiert“, im Vollzug des alltäglichen Lebens des Kindes. **Tomasello** zeigt wie auch **Lakoff** sehr

schön, daß darin der große innovative Unterschied zu einer Theorie liegt, die wie die von **Chomsky** annimmt, daß zum Spracherwerb eine genetische Tiefengrammatik angenommen werden müsse. Die Tiefengrammatik könne im wesentlichen zwei Probleme nicht lösen: a) warum Kinder erst ab einem bestimmten Alter mit dem Sprechen beginnen – wenn es sich um genetische Dispositionen handelt, warum nicht von Anfang an?; b) daß sich sprachliche Kompetenzen erheblich im Laufe der Ontogenese *entwickeln* – wie aber das, wenn es sich doch um genetische Veranlagung handelt?

Das eine Problem also ist die stillschweigende Annahme einer Kontinuität der sprachlichen Kompetenz, das andere wird als das Problem

„coming from here to there“ bezeichnet –

wie kommt man von der unfertigen Kindersprache zu den verfeinerten erwachsenen Fertigkeiten?

Tomasello legt sich hier mit einer großen Tradition der Linguistik an – aber auf der Basis sehr gut recherchierter Befunde. Gemeinsam mit **Elizabeth Bates** hat er einen Reader „Language Development“ (2001) herausgegeben, der diejenigen Texte, die eine Ablösung von **Chomsky** empirisch nahe legen, versammelt. Die biologische Grundierung der Sprachfähigkeit wird weit zurückgenommen:

Tomasello im Überblick:

Zwei kognitive Grundfertigkeiten werden angenommen:

- | | |
|-----------------------------------|----------------------------------|
| A) <u>„intention reading“</u> | B) <u>Bildung von Kategorien</u> |
| - joint attentional frame | - Mustererkennung |
| - understanding comm. intent | - Vergleich |
| - role-reversal imitation | - Analogie |
| - early skills of pattern finding | |

Vom 9.-12. Lebensmonat kommt es zu triadischen Beziehungen:

- Blick folgen und den Blick des anderen dirigieren
- „social referencing“ (sich an der Mutter fragend orientieren)
- imitatives Lernen

Der Übergang von Gesten zu Worten geschieht durch

- imperative Geste und imperative Motive
- deklarative Geste und deklarative Motive
- Frühe Gesten
- Holophrasen („Einwortsätze“)
- Interrogative Gesten und Fragen

Grammatik < ----Lernen ----> Syntaktisierung durch:

- | | |
|---------------------------|------------------|
| - Automatisierung | - Granularität |
| - Re-Analyse des Gehörten | - Perspektivität |
| - Analogie-Bildungen | - Funktion |

Generalthese: Spracherwerb geschieht in der Ontogenese und ist kulturelle Praxis

“The fact that there are so many different languages in the world, each with its own distinctive set of linguistic conventions, means that no particular linguistic elements are biologically given to the species – the way they are biologically given in honey bee dance communication, for example.”

Damit stellen die Herausgeber auch die **Chomsky**'sche These von der Universalität der Tiefengrammatik in Frage.

Ein weiteres Problem mit **Chomsky** ist,

daß diese Art der Sprachtheorie die Sprache vor allem als ein repräsentationales System auffasst, das also benutzt werde, um auf etwas außerhalb ihrer selbst, in der sog. „Wirklichkeit“ zu verweisen. Die repräsentationale Grundidee dissoziiert von Anfang die Sprache von der Welt und kann dann deren Verhältnis kaum noch als integriert denken. Sprache ist dann nur noch Abbild einer

„wirklichen Wirklichkeit“, sie verweist angeblich auf etwas. Tatsächlich sind die meisten Studien zum Spracherwerb am Beispiel des Lernens von Substantiven gemacht worden, die auch Kinder wie Vokabeln lernen. Substantive sind tatsächlich jene Worte, die auf „Dinge“ verweisen; hier ist die Idee der Repräsentation durch Sprache zutreffend – aber das betrifft nur einen schmalen Teil des Sprechens!

Was ist mit den vielen Sprachpartikeln, die auf nichts verweisen, sondern Flexionsformen sind wie z.B. die Präposition „von“, die manchmal auf Ortsbezeichnungen verweist,

manchmal aber auf Teil-Ganzes-Relationen? Sie müssen gelernt worden sein, denn es gibt Sprachen, die nichts vergleichbares kennen. Dieses Lernen kann nur in Kontexten des Sprachgebrauchs geschehen sein, wobei die Kinder bestimmte kognitive Fähigkeiten benutzt haben müssen, um allmählich die Regeln zu verstehen, die die Erwachsenen ihnen vormachen. Spracherwerb und kognitive Fähigkeiten (einschließlich der bildhaften Imagination) verbindet sich auch bei **Tomasello** zu einer „kognitiven Linguistik“. Untersuchungen, die bei indoasiatischen und anderen sehr fremden Sprachen Entsprechungen zu unseren grammatischen Bestandteilen finden meinen, sind – **Tomasello** zitiert reichhaltige Literatur - eurozentrisch, weil sie einfach unsere grammatischen Kategorien auf solche Sprachen übertragen und er zitiert einige Autoren, die zeigen konnten: wenn man eine **Chomsky**'sche Tiefengrammatik von diesen Sprachen aus begonnen hätte (also nicht vom amerikanischen Englisch ausgehend), sähe sie sehr viel anders aus. Und schließlich versagt die Tiefengrammatik darin, solche Äußerungen wie „Hallo“ und andere sog. „Performative“ einzuordnen. Sie weisen nämlich nicht auf „Etwas“ hin, sondern sind *Teil einer kulturellen Praxis* (der Begrüßung). Das ist auch das Spiel von Frage und Antwort oder schließlich die Fähigkeit, eine Geschichte vollständig – mit Einleitung, Höhepunkt und Coda - zu erzählen. Das sind kulturelle, höchst variantenreiche Formen, die in manchen Kulturen gar nicht, in anderen so oder so entwickelt werden. In östlichen Kulturen hängt das Erzählen von Geschichten von höchst komplexen sozialen Display-Regeln ab; man muß die Erlaubnis rituell erhalten, bestimmte (uns befremdende) Regeln einhalten etc.

Und man könnte noch anfügen: hört man nur unseren alltäglichen Gesprächen genau genug zu, dann merkt man, wie viele Redereparaturen wir sekundlich vornehmen, wie oft wir unsere Sätze nicht beenden, neu starten, einen zweiten oder dritten Gedanken beginnen, zum ersten zurückkehren usw. Das eigentliche Wunder ist, daß wir uns dennoch verständigen, obwohl – oder vielleicht gerade weil – wir nicht so wohlgeordnet sprechen, wie es einer Tiefenstruktur

entspreche. Irgendetwas läuft vollkommen anders. Trotz dieser nachhaltigen Kritik an **Chomsky** wollen wir nicht vergessen, daß er uns vom Behaviorismus befreit mit dem nachdrücklich Hinweis darauf, daß Kinder Sätze sprechen können, die sie nie gehört haben – und das kann keins der Lerngesetze erklären.

Tomasello bietet nun eine empirisch gut belegte elegante Alternative zur Tiefengrammatik an: Dem Spracherwerb gehe die Ausbildung bestimmter kognitiver Fähigkeiten voraus und das sind im Wesentlichen zwei: Die Fähigkeit zum „intention reading“ (wovon ich Details schon beschrieben habe) und die zur Kategorienbildung bzw. Mustererkennung. Gemeint sind insbesondere folgende kognitive Grundfertigkeiten

- die Ausbildung von sensumotorischen Schemata (**Piaget**),
- der *Vergleich* „ähnlicher“ Dinge oder Ereignisse und
- die Fähigkeit zur Ausbildung von *Analogien*.

Die hier vertretene Sicht wird also als „kognitive Linguistik“ oder als „usage based“ (gebrauchsbasiert) bezeichnet und jene Autoren, die etwa die Ausbildung von Analogien beschrieben haben, sind beispielsweise **Gentner** und **Markman** – ich erwähne das nur, weil hier eben die **Dedre Gentner** namentlich wieder auftaucht, die auch die

Im genannten Reader von **Tomasello** und **Bates** finden sich interessante Texte zu den Unterschieden zwischen Primaten/anderen Affen und Menschen-Babys bezüglich der Sprachwahrnehmung, des Wortelernens usw. Es wird dokumentiert, daß der berühmte Schimpanse „Kanzi“ von **Savage-Rumbaugh** deshalb so viel lernte, weil es ihm nicht „beigebracht“ worden sei, sondern er einfach im Kontext „mitlief“. Das könnte durchaus interessante Bezüge haben zu der unsäglichen Diskussion, ob wir unseren Kindern bereits im Alter von einem Jahr computergesteuerte Bildschirm-Programme für Mathematik anbieten sollen, um unsere internationalen Pisa-Werte zu steigern. Wer das fordert, übersieht nämlich das Absichtslose, das die beste Randbedingung für kindliches Lernen ist. Wer Kinder nur vor Computer setzt, erzieht sie – zu Maschinen.

Physiker mit ihrem Wellen-Teilchen-Problem untersuchte. Diese Autorin übrigens ist Direktorin am Kognitionsforschungsprogramm, Psychologieabteilung der Northwestern-University und interessiert sich dafür, wie nützlich Analogien sind. Analogien erkennen zu können ist aber biologisch nur *vorbereitet*; ausgebildet werden muß die Fähigkeit in Interaktionen. Analogie meint durchaus nicht nur intellektuelle Bezüge, sondern durchaus so etwas Emotionales wie das, was **Daniel Stern** die transmodale Kommunikation nannte: das Kind erkennt, daß die Mutter einen analogen Rhythmus mit dem Finger *klopft*, den das Kind gerade vor sich hin *singt*. Die Analogiebildung geschieht also über den Modus (Klopfen bzw. Singen) hinweg und wird deshalb als „transmodal“ bezeichnet. Man sieht, daß Analogien bilden zwar eine kognitive, aber keine unbedingt sprachliche Fähigkeit ist. Auf ihr basiert, lange *vor* dem Spracherwerb, das Erkennen von Mustern. Weil Analogien zu bilden eine kognitive Fähigkeit ist und Muster zu erkennen gestattet, kann sie für den Aufbau sprachlicher Kompetenzen genutzt werden.

Da **Tomasello** zugleich Primatenforscher ist, tut er sich nicht schwer zu zeigen, daß diese beiden Fähigkeiten des „intention reading“ und des Erkennens von Mustern (Kategorienbildung) bei unseren nächsten subhumanen Verwandten (Schimpansen und andere Primaten) sehr begrenzt sind; sie erreichen nur die Ausbildung von Zeichen – bestimmte Affen stoßen verschiedene Warnrufe aus und die hörenden Artgenossen schauen in die Luft, klettern auf Bäume oder verstecken sich, je nachdem, ob sie vor einem Adler, einer Schlange oder einem Tiger gewarnt wurden. Aber solche Alarmrufe sind nur verhaltenssteuernd, sie richten sich nicht darauf, den mentalen Zustand eines Anderen ausrichten und neu orientieren zu wollen. Und interessanterweise treten sie bei den uns nächsten Verwandten („apes“), den Schimpansen, weit weniger auf als bei den kleinen Affenarten („monkeys“). Alarmrufe werden deshalb als Zeichen von den eigentlichen „Symbolen“ unterschieden. Symbole bieten mehr.

Symbole bilden sich handelnd bei humanen Babys schon aus und das kann man detailliert beschreiben. Etwa ab dem 9. Lebensmonat blickt das Baby nicht mehr auf den Zeigefinger, sondern folgt der Zeigerichtung – es versteht über das Verhalten hinaus die dahinter liegende Absicht. Bald übernimmt es dann diese Intentionalität, will selber zeigen und den Blick der Mutter dirigieren (imperative Geste) und etwas später nur „einfach so“ aufmerksam machen mit seiner „deklarativen Geste“, die soviel besagt wie: „Schau mal, der Hund, den wir gestern auch gesehen haben“. Die Mutter muß also nicht kommen und irgendetwas holen oder helfen, sondern jetzt genügt schon das Teilen von Aufmerksamkeit und damit ist ein neuer, „abstrahierender“ Entwicklungsschritt erreicht, der schließlich in der Übernahme des entsprechenden sprachlichen Symbols mündet. Der „joint attentional frame“ wird mehr und mehr ausgebaut. Wie es schon **Wilhelm von Humboldt** in seiner Sprachtheorie vermutete, so nun auch **Tomasello**: der „Ein-Wort-Satz“ des Kindes ist eigentlich eine „Holophrase“, meint ein ganzes vollständiges Geschehen, eine komplette Absicht, auf die auch von Müttern meist genau so reagiert wird. Das etwa anderthalbjährige Kind sagt „da!“ – *gesagt* ist nur ein Wort, aber *verstanden* wird ein ganzer Satz, eine ganze Absicht, angeleitet von Kontexten, entwickelten gemeinsamen Erfahrungen und gefühlten Bezogenheiten. Das Kind ist gewissermaßen kognitiv aufgrund seiner interaktiven Erfahrungen schon weiter, es muß nur noch das Sprechen dazu kommen. Linguistische Symbole können nun definiert werden als

„social conventions that may be used to manipulate the attentional and mental states of other people in a way that is different from, but still similar to, the way this done with other joint attentional behaviors (such as nonlinguistic gesturing). Second, unlike any other theory, social-pragmatic theory explains why word learning begins when it does in the months immediately following the first birthday. The explanation is that word learning awaits the emergence of children’s more fundamental social-cognitive skills of joint attention and inten-

tion-reading, on which it depends fundamentally". (S. 91).

Symbole, gerade weil sie sich auf mentale Zustände und nicht auf Verhalten richten, zeichnen sich durch Perspektivität aus – ich muß verstehen, wie der Andere die Dinge sieht; sie haben eine gewisse „Granularität“, nämlich Feinheit der Aussage. Es macht einen Unterschied, ob ich mich „gegen halb acht“ verabrede oder „um 19.32 Uhr“. Die eine Redeweise verweist auf ein eher privates Treffen, die andere auf den Bundesbahnfahrplan und wir verwechseln solche Details in aller Regel nicht. In unseren Äußerungen nehmen wir vielfach auf solche größeren Hintergründe (den Fahrplan z.B.) Bezug. Und schließlich lassen Symbole auch die *Funktion* erkennen: ein Adliger setzte sich zum Schreiben einst an seinen „Sekretär“, ich hingegen gehe an meinen Schreibtisch. Die materiale Funktion ist analog, nicht aber

die so artikulierte psychosoziale Differenz. Symbole sind demnach immer *intersubjektive* Konstruktionen, wie **Tomasello** in guter Übereinstimmung mit neueren psychoanalytischen Sichtweisen betont; sie heben die *Perspektivität* und *triadische Struktur* der gemeinsamen Aufmerksamkeitsorganisation („ich beziehe mich mit Dir auf ein X“) beständig heraus.

Es ist klar, daß es von hier aus noch ein weiter Weg ist zu fertigen und schwierigen, v.a. kreativen sprachlichen Fertigkeiten, aber **Tomasello** trägt geduldig zusammen, was es an empirischen Befunden dazu gibt. Wenn wir einen großen zeitlichen Sprung machen zu der Fertigkeit des Erzählens, dann können wir immer wieder sehen, wie diese Fertigkeiten gleichsam auf diesen Grundkompetenzen des „intention reading“ und der „Kategorisierung“ aufbauen – und jetzt darf man in klinische Problemfelder abdriften.

KLINISCHE BEZÜGE

Ein eminent klinischer Bezug, auf den **Tomasello** eher en passant verweist, ist der Autismus. **Peter Hobson**, Psychoanalytiker, Psychiater und experimenteller Psychologe (so stellt er sich dem Leser vor) hat dazu ein wundervolles Buch geschrieben, dessen Titel das **Tomasello**-Thema genau aufnimmt: „The cradle of thought“ (2002). Auch **Hobson** sieht die Ursprünge des Denkens in zwischenmenschlichen Beziehungen, im Zusammenspiel von „intention reading“, deklarativer und imperativer Geste und Emotionalität – „before thought“ (S. 29). Das Denken hat seine Wiege in der nicht-gedachten Zeit, die **Freud** als Urzeit oft genug apostrophierte. **Hobson** akzentuiert stärker als **Tomasello** den Einfluss der Emotionalität, die er gerade bei autistischen Kindern fehlen sieht, nämlich jener Emotionalität, die dem Anderen und seiner Perspektive Wert und Notwendigkeit zuspricht. Gerade Autisten können, wenn man so will, die Dinge nicht aus zwei Perspektiven sehen. Ihnen fehlt das Prinzip der Komplementarität, auf das **Devereux** solchen Wert legte. Man kann interessante Experimente machen.

Vor einer schwarzen Wand filmt man im Dunkeln die Bewegungen einer schwarz gekleideten Person, an deren Körper einzelne Lichtpunkte markiert sind. Auf dem Film sind nur sich bewegende Punkte zu sehen. Nicht-Autisten erkennen dennoch leicht, daß es sich hier um Menschen handelt, Autisten hingegen lassen genau diese Person-Wahrnehmung vermissen. Auch **Hobson** sieht, daß Kinder mit 9 Monaten ein „new kind of emotional engagement with the attitude of others“ (S. 63 f.) entwickeln, Autisten aber nicht – die von **Tomasello** angenommene 9-Monats-„Revolution“ findet sich auch hier für den Normalfall bestätigt. Normale Kinder engagieren sich ab da in Spiele der Gegenseitigkeit; wenn man ihnen einen Ball zurollt, rollen sie ihn zurück. Sie verstehen die Absicht und nehmen sie auf. Autistische Kinder nicht. Hobson spricht von einer „Copernican revolution in infants only twelve months old“ (S. 73). Die Kinder entdecken:

“The world is not simply a world-for-me, a world that has meaning because of what I feel about it or what I do with it. The world also has meanings for others, and the mean-

ing for someone else can affect the meaning it has for me" (S. 73).

Diese Entdeckung hat Folgen in drei Bereichen: in der Entwicklung des symbolischen Spiels, der Wahrnehmung eines neuen Verhältnisses zwischen Selbst und Anderem und dem Erscheinen der Sprache. Perspektivität und Rollenübernahme „is at the very core of language“, schreibt **Hobson** (S. 83) in guter Übereinstimmung mit **Tomasello**, den er als führenden Forscher auf diesem Gebiet würdigt. Mit solcher Perspektivität kann das Kind mehr und sehen, daß es nicht nur etwas, sondern über etwas denkt, die Dinge „konstruiert“.

„In some sense, then, I must be aware that I am thinking about rather than perceiving something, or thinking about a state of affairs and not believing that it is actually happening or assuming it to be true. This is what distinguishes sanity from madness" (S. 96)

Kurz, am Anfang ist Beziehung; der sprachlichen Symbolisierung geht das gemeinsame symbolische Spiel, dem Spiel die triadische Aufmerksamkeitsstruktur, dieser die emotionale Bezogenheit in einzelnen Facettierungen voraus. Hier also bietet sich eine neue Klärung des autistischen Phänomens an.

Aber auch andere klinische Bezüge liegen nahe.

Da gibt es jene Patienten, die die Absichten ihres Gegenüber beständig missverstehen; wir kennen das von den Borderline-Patienten und ich habe die Arbeit von **Moser** und **v. Zeppelin** im Januar-PNL (2005) ausführlich dazu besprochen. Aber wir begegnen ja auch anderen Patienten, die unsere Aufmerksamkeit nicht „organisieren“ können; sie beginnen sozusagen „mittendrin“ mit der Erzählung, oder schon im Wartezimmer, während sie noch den Mantel ausziehen. Hier kann man also an den „joint attentional frame“ denken, der eine Unterdimension von „intention reading“ ist. Solche Patienten können zwar einen Inhalt berichten, aber was uns Probleme macht, ist, daß sie manchmal nur schwer einen gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus herstellen können. Wir verstehen manchmal längere Zeit nicht, warum sie uns dies erzählen, was

sie gerade erzählen; wir verstehen die Zeitstruktur der Erzählung nicht, weil sie verwirrend berichten oder weil sie unterstellen, der Zuhörer kenne jene Dinge und Personen, von denen sie gerade sprechen. Andere wechseln beständig die Zeitebene oder schildern die Dinge ihres Lebens so, daß man nicht weiß oder jedenfalls nicht sicher ist, ob sie von sich selbst oder von einem anderen sprechen. Sie haben eine schlechte „Kategorienbildung“; der Psychoanalytiker und Familientherapeut **Theodore Lidz**, dessen Sprachtheorie hier gut Anschluß fände, hatte vor vielen Jahren schon davon gesprochen, daß solche Menschen eine Kategorienbildung der „egozentrischen Überinklusivität“ ausbilden, sie beziehen *alles* („überinklusiv“) auf *sich* („egozentrisch“), weil sie schlecht unterscheiden, also schlecht Kategorien ausbilden können. Natürlich sind die Bezüge zwischen einer solchen Spracherwerbtheorie, wie ich sie hier knapp dargestellt habe, und der klinischen Praxis noch weitgehend unerforscht, aber es bietet sich an, die angebotenen Impulse aufzugreifen. **Tomasello** ist ein Autor, der der Psychoanalyse auf mehreren Gebieten ein interessanter Gesprächspartner werden könnte und in Dimensionen denkt, die unserer klinischen Intuition nahe sind, auch wenn wir sie in einer ganz anderen Theoriesprache oft noch formulieren.

Daß hier Impulse durchaus aufgenommen werden, belegt ein schöner Aufsatz von **Daniela Wiethaeuper**, **Marc-André Bouchard** und **Steven Rosenblom** im Dezember-Heft des Intern. Journal of Psychoanalysis (2004). Er handelt von linguistischen Stilen des Erzählens von Patienten und wie Therapeuten darauf reagieren. Diese Autoren beziehen sich auf Arbeiten von **D. Liberman**, der Psychoanalyse als eine „extended conversation“ zu beschreiben unternehmen hatte und die These verfolgte, daß charakterliche Struktur linguistisch ausgedrückt werde als Teil eines interaktiven Feldes. Ihm kam es weniger auf den Inhalt, vielmehr auf die Form mentaler Produktionen an. Die Autoren greifen diesen Gedanken nun auf und erweitern ihn:

“The analysand’s character structure is expressed through the support of linguistic

forms, interacting also with the analyst's linguistically expressed character structure and associated technique..." (S. 1456)

Die Annahme heißt dann, daß Veränderungen in der Art der Teilhabe des Analytikers an dem gemeinsam konstituierten interaktiven Feld das ganze Feld verändern werden. Nun werden verschiedene Stile auf seiten des Patienten und komplementäre Antworten auf seiten des Analytikers unterschieden: Diese sind

- Ästhetisch/Theatralisch
- Dramatischer Aufschub
- Das eigentliche Erzählen
- Epischer Stil
- Lyrischer Stil
- Schizoid-Reflektiver Stil

Nun kann man daraus verschiedene Kombinationen machen, um daran zu beschreiben, wie die linguistischen Stile von Patient und Analytiker das Spiel von Übertragung/Gegenübertragung beeinflussen. Ein kleiner Zwischengedanke sei erlaubt: **Friedrich Hölderlin** schreibt in seinem Entwurf „Über den Unterschied der Dichtarten“ vor mehr als 220 Jahren:

“Das lyrische, dem Schein nach idealische Gedicht ist in seiner Bedeutung naiv. Es ist eine fortgehende Metapher *eines* Gefühls.

Das epische, dem Schein nach naive Gedicht ist in seiner Bedeutung heroisch. Es ist die Metapher großer Bestrebungen.

Das tragische, dem Schein nach heroische Gedicht ist in seiner Bedeutung idealisch. Es ist die Metapher *einer* intellektuellen Anschauung“.

Hier schon wird vorbereitet, was die heutigen psychoanalytischen Autoren nun zu fassen versuchen; der Stil – **Christopher Bollas** spricht in gedanklicher Verwandtschaft vom persönlichen „idiom“ – charakterisiert die Person, mindestens aber das (heroische/idealische oder intellektuelle) Lebensthema. Was nun, wenn solche verschiedenen Stile in der analytischen Situation aufeinander treffen?

Ich wähle zur Illustration die Kombination von lyrischem Stil auf seiten des Patienten mit dem narrativ-logischen Stil des Analytikers. Der lyrische Stil bedient sich einer pars-pro-toto-Figur, er benutzt also einen

Teil, um auf ein größeres Ganzes, das unausgesprochen bleibt, zu verweisen. Gesprochen wird vom Duft einer Rose, aber so, daß jeder versteht, sie ist ein Bild für die Liebe, die erotische Öffnung, den Verfall im Alter. Am Detail erschließen Hörer/Leser das tiefere Ganze. Eine Störung dieser kognitiven Funktion wird nun öfter durch Fusion mit dem Objekt bewältigt. Eigene Kleinheitsgefühle können durch Verschmelzung mit dem größeren Objekt bewältigt werden. Das Objekt erscheint dann als vielsagend, hoffnungsvoll und enthält alle Reichtümer des Lebens. Dementsprechend werden Deutungen im Ganzen „geschluckt“, entweder als Nahrung oder aber, ebenso *in toto*, als Verfolgung abgelehnt. Die Störung zeigt sich darin, daß die Details eben nicht mehr im Einzelnen betrachtet werden können, daß eine Rose manchmal eben auch nur eine Rose ist. Wenn sie keine übervolle Bedeutung hat, ist sie dem, der auf den lyrischen Stil verpflichtet ist, nichts wert.

Ein solcher Patient tut sich schwer, sich selbst und dem eigenen Sprechen gegenüber Distanz einzunehmen oder zu wahren. Das scheint öfter der Fall, wenn Menschen über ihre Partner klagen, weil sich in der Ehe eine besondere Form der Fehlkommunikation ausgebildet hat. In der Übertragung wird dann nach einem tieferen Sinn des Lebens gesucht und die gleiche Enttäuschung dann auf den Analytiker gerichtet. Ein logisch-narrativer Stil des Therapeuten, so meinen die Autoren, führe dann eine hilfreiche Trennungsfunktion ein, indem die Dualität statt der Einheit mit dem Objekt unterstrichen wird. Der Therapeut kann also beispielsweise fordern, die bislang nicht erzählten Details einer Geschichte geschildert zu bekommen und nötigt dadurch seinem Patienten gewissermaßen Getrenntheit auf.

Sechs von solchen Kombinatoriken werden an Fallbeispielen durchgespielt und dann die Schlussfolgerung gezogen, „that the analyst become a new linguistic object“. (S. 1473). Allerdings lassen die Autoren die Beziehungen zwischen tieferen unbewussten Motiven und der sprachlichen Artikulation eher diffus; doch immerhin, ein interessanter Ansatz, diese Zusammenhänge zu untersuchen, wird hier vorgestellt. Welche Kombi-

nationen nun zu welchen klinischen Ergebnissen führen, ist eine nahe liegende Frage,

die freilich insgesamt noch nicht beantwortet werden kann.

STOTTERN

Rasant nähert sich ein anderer Autor, **Jürg Kohlbrunner**, diesen Zusammenhängen. Er wählt dazu ein besonderes Thema, die „Psychodynamik des Stotterns“ (Kohlhammer-Verlag, 2004). Mir scheint es ein ungemein sorgfältig recherchiertes Buch, das sich gerade wegen seiner Sorgfalt die offene und teils beherzt aggressive Polemik leisten kann, die der Autor wohl-dosiert vorführt.

Der Autor arbeitet am Kantonsspital in Bern, wo er die Aufgabe übernommen hatte, ein internes Papier über die Ursachentheorien des Stotterns zu schreiben, um bei der Therapie von stotternden Vorschulkindern erfolgreicher zu sein – aber was daraus wurde ist teils atemberaubend!

Das erste Kapitel heißt „Das Problem“ gemeint sind: „Mysteriöse Aspekte der Stotterforschung“. Stottern, das doch jeder sofort erkennt, ist bislang in einer unendlichen Menge von Definitionen beschrieben worden, aber nicht einheitlich. Es gibt eine Hemmung, es als psychosomatisches Problem zu verstehen, obwohl es nur in bestimmten Situationen auftritt, nie dann, wenn die Sprachmodalität geändert wird (der Betreffende flüstern oder singen kann), mit bestimmten Personen nicht auftritt, etwa im Umgang mit kleinen Kindern oder in bestimmten Stimmungen vollkommen verschwindet, etwa im höchst seltenen Fall, wenn der Stotternde einen Wutanfall bekommt. Auch haben viele Stotternde beschrieben, daß sie nie stottern, wenn sie allein sind, „Stottern ist offensichtlich ein zwischenmenschliches Problem“, folgert **Kohlbrunner** richtig. Der Schauspieler **Bruce Willis** teilt in einem Interview mit der „Financial Times Deutschland“ am 15.3.2005 mit, daß er früher schwer gestottert und darunter sehr gelitten habe. „Aber es hat mich letztendlich zum Theater gebracht. Denn ich fand heraus, dass ich nicht stottere, wenn ich auf einer Bühne stehe“.

Nun, solche Beobachtungen können insgesamt schon erheblich zweifeln lassen, ob

eine neurologische Hypothese des Stotterns überhaupt vielversprechend ist.

Kohlbrunner macht nun in der Stottererliteratur ein Menge weiterer, höchst erstaunlicher Befunde:

- Verblüffend viele international renommierte Stotterexperten sind selbst Stotternde, und die Auflistung ihrer klangvollen Namen ist imposant (und zeigt zugleich, was hier vom Autor gewagt wird!)
- Es gibt ein „internationales Eingeständnis des Nicht-Wissens“ trotz deutlicher Befunde über die familiäre Genese; oft werden die diesbezüglichen eigenen Befunde der Forscher entwertet, um lieber am „Wir wissen es noch nicht“ festzuhalten statt an einer Thematisierung der familiären Zusammenhänge
- Mehr als 250 Einzelverfahren preisen sich als Therapien an, aber meist mit dem Zusatz, sie könnten nur von ehemaligen Stotterern angewendet werden oder aber mit dem anderen merkwürdigen Zusatz, der Stotternde müsse sein Symptom „annehmen lernen“. Die Therapie besteht dann darin, das Stottern schätzen zu lernen statt es zu beseitigen.
- Bildung von Selbsthilfegruppen, die diese Merkwürdigkeit kultivieren: „Die Meinung, Therapeuten, die selbst nicht stottern oder Stotternde gewesen sind, könnten sich zu wenig in das Schicksal eines Stotternden einfühlen, führt zur Ideologie, die besten Therapeuten seien stotternde Therapeuten – aber einen therapeutischen Vorsprung haben sie eigentlich nicht, denn sie stottern ja auch, also geht von ihnen wenig Gefahr in Richtung wirklicher Veränderung aus.“ (S. 20)

Die Geschichte der Erforschung des Stotterns wird dann beschrieben, ebenfalls voll seltsamer Merkwürdigkeiten, v.a. auch deshalb: „Die tiefenpsychologischen Ansätze zum Verstehen des Stotterns verschwanden weitgehend aus der Aufmerksamkeit der

meisten Fachleute“. (S. 27) Auch psychoanalytische Autoren, die etwa Zwillingsforschungen betrieben haben wie **Heinz Schepank** und zu dem Schluß kamen, Stottern sei zu 90% erblich, will **Kohlbrunner** nicht mehr ernst nehmen – tatsächlich erscheint eine solche Behauptung wenig schlüssig.

Frühe psychodynamische Ansätze werden begonnen mit **Moses Mendelsohn**, der schon 1783 meinte, das Stottern gehe auf zwei zugleich wirkende affektive Ideen zurück, dann werden die Bemerkungen **Freuds, Abraham Brills, Otto Fenichels** und vieler anderer bis hin zu **Günter Reich** und **Tomas Plänklers** (s.u.) zusammenfassend referiert und unter Darstellung kultur-anthropologischer Befunde verdeutlicht, daß Stottern ein psychosoziales Geschehen ist. Es gibt Kulturen, die es nicht kennen; aber solche, die Wettbewerb stark favorisieren, gesellschaftlichen Aufstieg fordern und gleichzeitig relativ strenge ritualisierte Höflichkeitserwartungen haben, kennen auch viele Stotternde. Große Listen der gelesenen Literatur überzeugen von der Gründlichkeit des Autors, wenn er sich der Literatur über die familiäre Genese zuwendet. Hier scheinen die Höflichkeitserwartungen besonders ausgebildet bei gleichzeitiger Kühle im affektiven Kontakt und die Eltern scheinen miteinander ein Problem der Nähe-Distanz-Regulierung und der Selbständigkeit zu haben, das von den Kindern deutlich wahrgenommen wird. Und wie als Beleg für die gewaltige Lektüreleistung, die **Kohlbrunner** sich zugemutet hat, kann er aus diesen Studien wiederum Merkwürdigkeiten vorführen. Ein Autor, der sich gegen die familiäre Hypothese wendet, habe gemeint, die Eltern stotternder Kinder seien „normaler“ als die normaler Kinder und **Kohlbrunner** fragt richtig: „Was bedeutet das wohl, wenn Eltern normaler scheinen als normale Eltern?“ (S. 70). Andere Autoren schreiben ihre wichtigsten Befunde wiederholt falsch, vergessen das Minuszeichen vor den statistischen Kennziffern oder begehen dem Stottern ähnliche Fehlleistungen in der Befunddarstellung. Die Absicht ist dabei immer deutlich: Abwehr von prägnanten tiefenpsychologisch deutbaren Ergebnissen.

Die Theoriebildung stagniert dementsprechend; manche Autoren wundern sich über die Unmenge an Daten, die im Laufe von hundert Forschungsjahren zusammengetragen wurden. Während andere, oft im gleichen Zeitschriftenheft oder im gleichen Herausgeberband mehr Untersuchungen und genauere Daten fordern. Manche flüchten sich in die Behauptung, jedes Stottern sei „anders“, immer „individuell“ – was der Behauptung der Unerforschlichkeit gleichkommt. Und auch hier ins Auge springende Fehlleistungen. Ein Autor schreibt: „Dies bedeutet jedoch nicht, dass auch weiterhin allgemeine Forschungsaktivitäten gefordert sind“. **Kohlbrunner** (S. 90) notiert natürlich, daß eigentlich doppelte Verneinung gemeint ist; der Satz also darauf hinauslaufe, keine Forschung mehr zu betreiben (was das Gegenteil von dem ist, was der zitierte Autor sagen wollte). Der von **Kohlbrunner** gezogene Schluß, die Forschung könne „unbequem“ werden (S. 94) hat sehr viel Überzeugungskraft: „viele Stotternde könnten ihren unsichtbaren Maulkorb ablegen“. Kurz, **Kohlbrunner** betätigt sich in überzeugender Weise als ein tiefenpsychologischer Leser von Forschungsliteratur zum Stottern und er führt die Merkwürdigkeiten eines von Abwehr bestimmten Wissenschaftsbetriebes so vor, daß sich unvermeidlich Assoziationen zu anderen Feldern einstellen wollen.

Angesichts einer solchen Situation ist auch die therapeutische Praxis von Chaos bestimmt. Aber schädigend scheint vor allem, daß dem Stotternden, der unter einem Übermaß an Kontrolle leidet, durch die meisten therapeutischen Praktiken lediglich ein „Mehr an Kontrolle“ beigebracht werde, er solle lernen, seine Kontrolle zu verbessern, etwa durch Taktgeber beim Sprechen oder ähnliche Prozeduren. Das Seltsame ist also, daß Stotternden, die in bestimmten Situationen durchaus flüssig sprechen können, eine Technik des „fluency shaping“ angeboten wird, die in ihren Wirkungen genau gegenteilige Effekte haben muß, wenn man das Stottern nur erst einmal psychodynamisch als scheiternde Impulskontrolle verstanden hat. (S. 119):

“Bei so hartnäckigem Festhalten an der Äußerlichkeit des Stotterns könnte man fast

das wichtigste Argument, das gegen Sprechübungsbehandlungen spricht, vergessen: Praktisch alle Stotternden können in bestimmten Situationen völlig fließend sprechen: wenn sie allein mit sich sprechen, wenn sie mit einem Tier oder einem Kind sprechen, wenn sie flüstern, wenn sie eine Rolle spielen, einen Dialekt nachahmen, manchmal auch, wenn sie ausnahmsweise voller Wut sprechen. Wenn sie nicht das Gefühl haben, sich kontrollieren zu müssen, sprechen Stotternde fließend. In Sprechübungsbehandlungen versucht man ihnen dann das fließende Sprechen (das sie schon können) mittels Kontrolltechniken (von denen sie selbst schon zu viele zu häufig anwenden) zu lehren. Ein solches Vorgehen scheint in hohem Maße unsinnig zu sein. Stottern läßt sich als Ausdruck jahrelanger ‚Versuche gescheiterter, weil fehlerhafter Selbsthilfe‘ durch Sprechkontrolle betrachten“ (S. 119)

Nach seiner Darstellung der abwehrenden Forschungszusammenhänge fragt **Kohlbrunner** nach der Bedeutung der stotternden Stotterexperten. Dabei geht er wissenschaftssoziologisch vor, indem er die von großen Stotterexperten publizierten Autobiographien heranzieht und auf interessante und durchaus tragische Themen stößt. Ein psychoanalytisch denkender Stotterexperte in den USA, **Travis**, der selbst nicht stotterte, versammelte eine Reihe von stotternden Experten in Iowa, begründete eine Sprachlehrschule und bemerkte zu spät, daß sich hier eine Eigendynamik entwickelte, die er nicht hatte ahnen können: Seine stotternden Studenten fanden hier Heimat, Karrierechancen und berufliche Zukunft, die sie aber mehr und mehr von nicht-stotternden Normalsprechern distanzierte.

„Das ganze Unternehmen entwickelte eine Eigendynamik, die Travis nicht mehr zu stoppen wagte, weil er ... dabei ein Tabu hätte verletzen müssen, das vermutlich das größte Tabu des Stotterns darstellt: das Sprechen über die Aggressionen, die der Stotternde beim Normalsprechenden auslöst“. (S. 216)

Stotterer und Zuhörer gehen „halb bewusst, halb unbewusst einen Pakt ein“, der die aufkommende Aggression tabuisiert – aber auch fatal die Erforschung behindert.

Eben ein solcher Pakt behindert als „unheilige Allianz“ (S. 321) dann auch die Kooperation zwischen Eltern stotternder Kinder und dem Therapeuten. **Kohlbrunner** bezieht sich hier auf die von **Rainer Krause** in einem früheren wichtigen Buch über das Stottern beobachtete Regel der Affektunterdrückung, die in solchen Familien durchgängig etabliert wird und die sich selbst noch darin äußert, wenn dem aufgeregten Kind geraten wird, sich erstmal zu „beruhigen“, wenn es weiter spricht. Ein schönes Beispiel (S. 303) zeigt, wie man sich Szenen des Symptomerwerbs beim Stottern vorstellen kann:

Ein etwa 4 Jahre altes Kind weiß schon recht gut, wie sehr es im Mittelpunkt elterlicher Besorgtheit steht, wie schnell sich alle aufregen und was auf ihn im Fall von Überschreitungen „niedergeht“. Trotzdem geht er eines Tages unerlaubterweise zum Spielen zu einem Nachbarjungen und wird bei seiner Rückkehr gefragt, wo er denn war? Sagt er die Wahrheit, werden sich alle aufregen und er muß Strafe fürchten; schweigt er, gilt er als bockig und lügen will er auch nicht. Er muß antworten und kann es nicht, er kann die Schwierigkeit weder meistern noch sie umgehen, denn er muß Stellung beziehen. Er beginnt – zu stottern.

Das Dilemma des Kindes fasse ich hier nur zusammen, **Kohlbrunners** illustrativ gemeintes Beispiel berührt in einer ähnlichen Weise wie die schöne Falldarstellung von **Tomas Plänklers** im März-Heft (2005) der „Psyche“. Dieser Text bringt einem die Psychodynamik des Stotterns anschaulich nahe; **Plänklers** Theorie spricht besonders an, weil er annimmt, daß Sprache eine „musikalische Hülle“ habe, die aus der frühen Mutter-Begegnung stammt und die beim Stotternden ge- oder zerstört sei, indem anale Aggression in die Mutter-Imago projiziert wird.

Ich zitiere nur einen Satz, wie der stotternde Patient seine Lebensgeschichte zusammenfaßt: „Ich bin ein Überlebender meiner Kindheit“, so gibt ihn **Plänklers** (S. 207) wieder und das gehört durchaus in den von **Kohlbrunner** anvisierten familiendynamischen Zusammenhang; die Familie hinterläßt deutlich ihre Spuren.

Kohlbrunner entwickelt eine klinisch reichhaltige Theorie der mehrgenerationalen familiären Dynamik des Stotterns. Die Eltern sind ihrerseits bereits in einer Familienumwelt erhöhter Kränkbarkeit aufgewachsen, die sie entsprechende Erwartungen an das Kind unbewußt weiter geben läßt. Das Kind soll eigenständig sein und zugleich den elterlichen Erwartungen entsprechen, die elterliche Kränkbarkeit setzt sich in diesem double-bind gerade durch die Individuation des Kindes fort. Dessen Angst vor Liebesverlust bei erhöhtem Erwartungs- und Anpassungsdruck führt zu Unsicherheit und Selbstentfremdung. Das Kind greift auf denotative Sprache zurück, um die verunsichernde Vielfalt konnotativer Mitbedeutungen zu vermeiden. Im Hintergrund ahnt man eine Behinderung der Triangulierungsmuster. Schließlich werden konnotative Mitbedeutungen aktiv abgewehrt, aus Angst „Falsches“ zu sagen, versagt das Sprechen und mündet ins Stottern ein. Psychoanalytische Forscher wie **Krause** und Autoren, die früher schon über die mehrgenerationale Familien-Dynamik des Stotterns geschrieben haben wie **Günter Reich** können sich nachdrücklich bestätigt sehen; **Kohlbrunner** nutzt ihre Arbeiten neben denen vieler anderer ausführlich.

Natürlich, diese ätiologische Prozesshypothese bedarf der empirischen Prüfung und Auseinandersetzung, sie hat jedoch auf den ersten Blick überzeugende klinische Evidenz. Und sie rundet eine wissenssoziologische Betrachtung der Stotterforschung ab, die die Notwendigkeit eines psychoanalytischen Blicks auf die von massiver Abwehr bestimmte Forschungslandschaft nur unterstreicht. Psychoanalytische Beobachtung der Forschungslandschaft, so führt dieses Buch meines Wissens mit großer Detailkenntnis vor, ist also durchaus ein Thema und darin geht das Interesse über die engere Beschäftigung mit dem Stottern weit hinaus. Professionelle Praxis muß sich also nicht nur von empirischen Forschern beobachten und evaluieren lassen; nein, es geht auch anders herum. Damit ist ein wichtiger Beweis erbracht, daß klinische Profession und empirische Forschung massiven Gesprächsbedarf haben, der über die Abwehrleistung hinaus geht, die in diesem Fall auf seiten der Forschung zu verbuchen ist.

Gerade deshalb jedoch wird dieses Buch entweder großen polemischen Streit hervorrufen – oder aber ignoriert werden. Ein solches Schicksal hätte es nicht verdient.

PRISMEN

Nun, die Dialoge zwischen den in so verschiedenen Welten und Kulturen etablierten professionellen Klinikern und den empirischen Forschern sind nicht leicht; v.a. muß man Versuche, sie in *ein* Haus aufnehmen zu wollen, als gescheitert betrachten. Das ist wohl auch richtig so, denn zu groß sind die Differenzen, die Arbeitsformen, die Handlungsnotwendigkeiten, die Problemstellungen, die Lösungsstrategien. Aber mehr Gespräch, mehr Sprache eben „von Haus zu Haus“ – das könnte schon eine friedliche und interessante Nachbarschaft entstehen lassen. Und aus meiner Sicht haben hier die professionellen Praktiker den etwas größeren Nachholbedarf; ihre Zeit ist einfach anders strukturiert mit der Folge, daß sie wenig zur Kenntnis nehmen können, was außerhalb ihrer Praxis alles geschieht. Das aber kann man ihnen nicht vorwerfen.

Vielleicht könnte hier eine Form des Gesprächs abhelfen, die **Alfred Drees** in einem originellen Büchlein als „prismatisch“ am Beispiel von Balintgruppen („Prismatische Balintgruppen“, 2002) beschrieben hat. Der Nestor der Balint-Gruppen-Arbeit, **Boris Luban-Plozza** hat ein Vorwort beigesteuert, worin er die weitgehende Identifizierung des Therapeuten mit seinem Patienten fordert, so daß ein „flash“ entstehen kann – und er kennt natürlich auch die Gefahren einer möglichen Überidentifikation. **Drees** beschreibt in zahlreichen Beispielen – aus Supervisionen in

Dialyse-Stationen oder in der Onkologie – die Entwicklung einer Behandlungstechnik, wie er dieser Gefahr zu begegnen versucht habe: indem er die einzelnen Gruppenmitglieder nach und nach dazu anregt, sich ganz und gar ihren freien Einfällen zu überlassen und gleichzeitig dem Thema zu folgen. Während der eine sich im Nebel tappen sieht, äußert der andere, er habe an seinen Urlaub gedacht, aber das manifeste Thema ist eine sterbende Krebspatientin, zu der ein Assistenzarzt sich nicht mehr ins Zimmer zu gehen getraut. Einer visualisiert ein galoppierendes Pferd – vielleicht ein Bild für das Tempo des herannahenden apokalyptischen Reiters? Es wird keine Deutung dieser Einfälle gefunden, aber der Assistenzarzt habe sich getraut, in das Zimmer der Patientin zu gehen und sie habe über ihre Flitterwochen gesprochen. „Und, was noch erstaunlicher gewesen sei, besonders wehmütig habe sie dann von ihrem Felix, einem Araberhengst erzählt, der vor einigen Jahren gestürzt sei und dann erschossen werden musste“. Indem Einfälle als „Prismen“ genutzt werden, als vielfältige perspektivische Wechsel, können manchmal Gesprächsblockaden beseitigt werden.

Auch für diese klinisch verständliche und anregende Arbeit von **Drees** gilt, daß man gerne ein paar Belege über die schöne Darstellung hinaus haben möchte; sowohl über die Praxis der Gruppenarbeit selbst als auch über mögliche Ergebnisse. Aber einer solchen Forderung steht wiederum entgegen, daß er Gruppen supervidierte, die mit sterbenden Krebspatienten arbeiteten, wo fraglos mit Sprache hilfreich die Hände gereicht werden konnten, aber wo die Forderung nach dem empirischen Erfolgsausweis irgendwie sinnlos ist. Daß dennoch ein Sprechen, in einer beträchtlichen Tiefe und Angesprochenheit auch bei Gruppen über bosnische Vergewaltigungen weiter möglich war, wird berührend gezeigt – und könnte uns belehren, daß Forderungen nach Überprüfbarkeit, nach Rationalität, nach Beweisbarkeit, nach Lehrbarkeit manchmal durchaus jene Abwehr darstellen, die **Kohlbrunner** so überzeugend in seinem Buch vorgeführt hat. Öffnungen für die besonderen Dimensionen der empirischen wie der intuitiven Erfahrung auf beiden Seiten, bei professionellen Klinikern und bei empirischen Forschern, dürfte eine wichtige Gesprächsdevise der nächsten Jahre sein; Öffnungen, ohne sich gegenseitig dominieren oder einvernehmen zu wollen. Daß dies möglich ist, wird hier gezeigt. Daß es über den klinischen Rahmen hinaus möglich ist, ergibt sich daraus, daß das, was **Drees** „prismatisch“ nennt, bei **Tomasello** etwa „perspektivisch“ heißt. Sprachliche Symbole sind bei beiden Autoren auf die intersubjektive Austauschdimension bezogen und sie gewinnen von dort her ihre Kraft. Vielleicht schaffen es empirische Forscher und professionelle Praktiker eines Tages, sich nicht mehr gegenseitig um diese Kraft bringen zu müssen. Das wird möglich sein, da wir an diesem kleinen Beispiel sehen, daß unterschiedliche Worte nicht unbedingt verschiedene „Dinge“, sondern Sichtweisen bezeichnen können und es wird möglich sein, weil wissenschaftliches Wissen und persönliche Erfahrung vielleicht als zwei unverzichtbare Dimensionen des Humanum angesehen werden müssen, die nicht gegeneinander ausgespielt werden *müssen*.